

Rebmann's dritte Reise nach Dschagga

Vom 6. April bis 24. Juni 1849

(Quelle: Reisen in Ost-Afrika, ausgeführt in den Jahren 1837-55, zusammengestellt von Dr. J. L. Krapf, Teil 2 ab Seite 74 – Ausgabe 1858)

Nach der Rückkehr von meiner zweiten Reise nach Dschagga war es Gegenstand unserer ersten Beratung, ob wir nun nicht eine Reise noch weiter hinein bis in die Mitte Afrikas, ja wenn es möglich wäre, bis an die Westküste versuchen sollten. Der König von Madschame hatte uns zur Weiterreise von seinem Lande aus behilflich zu sein versprochen und mir einen Mann mitgegeben, mit dem ich wieder zu ihm zurückkehren sollte. Wir hatten freilich zu fürchten, dass er, wie es die Art der Leute ist, sein Wort ändere, und mit alle die Güter, die ich für die Weiterreise nach Uniamesi mitzunehmen hatte, abnehmen könnte (wie es denn wirklich geschah); aber wir wollten einmal das Unsrige tun und den Versuche machen, von Dschagga aus nach Uniamesi vorzudringen, anstatt von Pangani aus, wie die Suaheli zu tun pflegen, oder von Kikuyu aus, von wo die Wakamba- und Kikuyu-Leute nach jenem großen Binnenland gehen sollen. Wir hielten es für unsere Pflicht, die unbekanntes Länder von Innerafrika zur Kenntnis der Christen in der Heimat zu bringen, damit sie angetrieben würden, diesem Weltteil mehr als bisher das Evangelium zuzusenden. In jedem Fall wollten wir die Evangelisierung Ostafrikas dadurch anbahnen, dass wir uns mit den unbekanntes Ländern, ihren Sitten, Vorstellungen, Sprachen, Fürsten usw. bekannt machten und den Namen Christi wenigstens da nenneten, wo er noch nie genannt wurde, und dass wir den Leuten im Allgemeinen unsern Zweck auseinandersetzen. Dies hielten wir mitunter für eine wichtige Aufgabe der Missionsstation an der Küste, die so leicht die Kunde Afrikas befördern konnte und sollte.

Nachdem wir die nötigen Güter (baumwollene und farbige Kleider, verschiedene Arten von Glasperlen, Messer, Spiegel, Nadeln usw.) in Sansibar und Mombas gekauft hatten, mieteten wir bei 30 Männer, hauptsächlich Wanika als Träger (denn für die weite Reise nach Uniamesi bedurfte ich vieler Güter und Träger derselben), und ich machte mich am 6. April 1849 wieder auf den Weg.

Dr. Krapf begleitete mich bis Kadiaro, von wo an ich meinen Weg alleine fortzusetzen hatte. Meine Absicht war, die Wildnisse zwischen Teita und Dschagga in gerader

Richtung zu durchziehen, ohne nach Bura zu gehen oder denselben nur nahe zu kommen und meine Leute verfolgten auch am ersten Tage diese Richtung; aber am zweiten Tag (nach unserer Abreise aus Kadiaro), nachdem wir den Madade-Fluss überschritten hatten, reisten sie gegen meinen Willen der Bura-Bergkette entlang, welche sich eine Tagreise weit südlich erstreckt und völlig unbewohnt ist. Meine Leute fürchteten sich, die Wildnis in zu großer Entfernung vom gewöhnlichen Weg zu durchschneiden in einer Richtung, die keiner von ihnen vorher gegangen war. So kam es, dass wir nahe an Bura vorbeizogen und den Weg betraten, den ich auf meinen beiden früheren Reisen gemacht hatte.

Da jetzt die Regenzeit völlig eingetreten war, so wurde meine Reise von Kadiaro nach Dschagga sehr beschwerlich. Mehrmals regnete es die ganze Nacht hindurch, während ich, wie meine Leute, im Freien lagen, ohne irgendeinen Schutz zu haben, den mir mein Regenschirm gewährte. Der Regen verursacht auch bei Nacht eine solche Kälte, dass ich, meiner besseren Kleidung ungeachtet, meine Zuflucht zu dem Feuer nehmen musste, das meine halbnackten Begleiter anzündeten.

Eine andere Schwierigkeit erhob sich durch das Anschwellen der Dschagga-Flüsse. Am 19. April passierten wir den Lumi-Fluss, in dessen Nähe wir uns auf einmal nur 10-15 Schritte von einem Nashorn, das sich hinter einem Gebüsch verborgen gewesen war, befanden. Nur einer meiner Leute war vor mir, die übrigen alle hinter mir und während die Letzteren alle ihre Lasten niederwarfen und flohen, zog sich auch der Erstere hinter mich zurück. Ich wollte nun das Tier, da ich so nahe war, auch recht deutlich sehen und zog mich daher nur langsam einige Schritte zurück. Das mächtige Tier schien dasselbe tun zu wollen, indem es ungefähr eine Minute lang unbewegt dastand und auf uns hin starrte. Auf einmal schien es aber vor der Menge der Leute in Furcht zu geraten und sprang in schnellem Trabe davon. Meine Träger glaubten in ihrem Aberglauben, dass das Buch (die Bibel), das ich in der Tasche trug, die Flucht des Tieres bewirkt habe und hielten dies für einen Beweis, dass mein Buch ein gewaltiges Zaubermittel sei. Sie meinten (obwohl machen schon oft darüber belehrt worden sind) dass ich mein Buch bei mir trage als Schutz gegen körperliche Gefahren, wie sie ihre Pingu (Zaubermittel) in Bockshörnern gesteckt, bei sich haben.

Am 20. kamen wir um Mittag an den Fluss Gona, der so angeschwollen war, dass keiner meiner Leute wagen wollte, hindurchzuwaten, bis ich selber den Anfang

gemacht hatte. Das Wasser ging mir bis über die Lenden und sein Lauf war so reißend, dass ich alle Kraft anwenden musste vermittels eines Stockes, um nicht fortgerissen zu werden. Der erste, welcher den Fluss nach mir zu passieren wagte, war ein Suahili, welcher auch die Lasten der 30 Männer über den Fluss trug, da sie sich sogar fürchteten, ihn ohne Last zu passieren. Erst nach ein paar Stunden hatte die ganze Gesellschaft den Fluss passiert. Von dem Fluss an hatten wir noch 3 Stunden zu gehen, bis wir unter einem heftigen Regen in das Gebiet von Kilema eintraten. Wie froh war ich, die Regennacht in einer wenn auch noch so engen, finsternen, rauchigen und elenden Hütte zuzubringen.

Gerne hätte ich diesmal Kilema vermieden und wäre geradezu nach Madschame gereist, wenn nicht Mangel an Speisevorrat und der beständige Regen mich genötigt hätten, Kilema zu berühren, obwohl mir nicht verborgen war, dass Masaki einen großen Teil meiner Güter verlangen würde. Auch war Bana Cheri, den ich wegen seines habsüchtigen, zänkischen und stolzen Charakters diesmal nicht zum Führer wählte, in Kilema anwesend. Es war mir klar, dass er gegen mich intrigieren werde, besonders da ich Wanika zu meinen Begleitern hatte, von denen er fürchten musste, dass sie den Handel mit Dschagga an sich ziehen könnten, wenn sie einmal den Weg wüssten und die Fürsten kenneeten. Aber aller dieser schwierigen Umstände ungeachtet musste ich eben Kilema besuchen, der Speise und des Regens wegen.

Bana Cheri indessen betrug sich äußerlich gut gegen mich, da er meiner Hilfe bedurfte, nachdem er seine Mittel während seines langen Aufenthalts erschöpft hatte. Aber im Verborgenen wandte er sich alles an, um den Masaki zu bestimmen, mich nicht weiter ziehen zu lassen, wenigstens nicht ohne reiche Geschenke von meiner Seite. Ach suchte er die Wanika in Furcht zu setzen, indem er ihnen sagte, sie würden auf dem Weg nach Madschame getötet werden. Auch die Dschagga-Frauen gaben Träume vor, wonach meine Träger getötet würden. Alles dies setzte diese so in Schrecken, dass die Hälfte den Mut verlor und in Eile nach Rabbai zurückkehren wollte, selbst auf die Gefahr hin, ihren Lohn zu verlieren, womit ich ihnen drohte. Masaki beruhigte sie jedoch und machte ihnen das Kischongo und spie ein wenig auf sie indem er sagte: Geht in Frieden und kommt in Frieden. Er konnte trotz aller Verhinderung und Verzögerung meine Reise nach Madschame nicht ganz vereiteln, weil er sonst den Zorn Mamkingas, seines Kaisers, auf sich geladen hätte,

dessen Soldaten gerade in Kilema waren, und die gewiss ihren Herrn von der Ankunft und den Hindernissen des Europäers benachrichtigt hätten.

Hier liegen die großen Schwierigkeiten eines ostafrikanischen Reisenden. Jeder Herrscher betrachtet den Reisenden, der zu ihm kommt, als seinen Gast und verlangt von ihm, dass er seine Güter gegen Elfenbein umtausche; oder, wenn er ihn in ein anderes Land ziehen lässt, hält er sich für berechtigt, einen großen Teil seiner Habe anzusprechen, mehr als der Reisende freiwillig zu geben bereit ist. Die Folge ist, dass der Reisende seine Mittel bald erschöpft und genötigt ist umzukehren, da er sich und seine Leute nicht länger ernähren kann. Es ist jedoch möglich, dass die Könige von Dschagga dem Missionar erlauben werden, andere Länder zu besuchen, wenn einmal ihre Habsucht, ihr Verlangen nach Kleidern und Glasperlen befriedigt ist, und sie den Zweck des Missionars mehr begriffen haben.

Am 12. Mai: endlich konnte ich mit meinen 30 Männern von Kilema nach Madschame abreisen. Bei der Abreise ließ Masaki seine ganze Armee (etwa 4 bis 500 Mann) an mir vorüberziehen, ohne Zweifel um mich zu überzeugen, dass er auch ein großer König sei. Nachdem wir am Tag der Abreise etwas über zwei Stunden immer aufwärtssteigend gereist hatten, kamen wir an die Grenze des bewohnbaren Landes. Wir waren der Schneeregion so nahe, dass, wären keine Abgründe dazwischen gelegen, wir nach 3 oder 4 Stunden den Schnee erreicht hätten. Der Morgen des 13. Mai war so regnerisch und nebelig, dass wir unseren Marsch erst um Mittag fortsetzen konnten. Nachdem wir in den (früher erwähnten) dicken Wald eingetreten waren, hatten wir den kleinen Fluss Mu zu passieren, welcher durch Kiruwa fließt und wahrscheinlich in den Gona geht.

Kleine Bäche und Rinnsale durchschnitten in dem Wald unseren Weg, bis wir wieder nach Uru kamen, das wir aber jetzt weiter unten als auf der früheren Reise passierten. Um die furchtbar tiefen Täler nicht wieder durchwandern zu müssen, wie dazumal. Der Weg war so voll Kot und Wasser, dass bald meine Schuhe zu Grunde gingen und ich genötigt war, in den Strümpfen zu gehen, zumal ich nur ein einziges Paar Schuhe übrig hatte. Gegen Sonnenuntergang kamen wir in Distrikt Kinamfua, der zum Fürstentum Uru gehört, an, wo mir der junge und verständig aussehende Fürst Kisenga, den Mamkinga erst neulich eingesetzt hatte (vor seiner Investitur hieß er Tamrita), eine schöne Kuh verehrte, die wir und meinen Leuten sehr gut kam, da wir schon geraume Zeit nur von Pisangfrüchten gelebt hatten. Er machte mir auch

das Kischongo. Als Gegengeschenk gab ich ihm 12 Ellen baumwollenes Tuch, wie es in Amerika gemacht und in Sansibar verkauft wird, nebst einer kleinen Quantität Glasperlen, womit er im Bewusstsein seiner völligen Abhängigkeit von Mamkinga, zufrieden war. Die kleinen Herrscher in der Nähe von Madschame verhindern den Durchzug der Fremden nicht, verlangen auch nicht zu viele Geschenke von ihnen, aus Furcht vor Mamkinga, ihrem Kaiser. Masaki dagegen ist schon entfernter von Madschame und hält sich für unabhängiger von ihm, obgleich sein Vater Dscheguo dem Rungua (Vater des Mamkinga) sein Fürstentum zu verdanken hat.

Am 15. Mai hatten wir von Kinamfua zuerst in die tiefen Täler hinabzusteigen, durch welche die Flüsse Muare und Rau fließen. Von letzterem an hatten wir wieder aufzusteigen und über ebenem Land zu passieren, durch den Teil von Uru der unbewohnt war. Wir passierten dann die Flüsse Kanerre, Ngomberre, Mso, Karanga, Nisie, Niama, Wumbo, welcher letztere die östliche Grenze der Kleinen Landschaft Kindi bildet. Alle diese Flüsse, deren Namen ich von dem mich begleitenden Dschagga-Mann erfuhr, haben im Durchschnitt 15 Fuß Breite und 2½ Fuß Tiefe während der Regenzeit. Von Wumbo an kamen wir zuerst über einige Bäche und dann über den kleinen Fluss Seri, von wo an wir nur noch eine kleine Strecke weiter gehen konnten indem die Nacht über uns hereinbrach. Wir hofften an diesem Tag Madschame zu erreichen, aber der schlüpfrige Weg und die vielen Flüsse hielten uns auf, obwohl wir nur etwas mehr als eine Stunde von Madschame noch entfernt waren. Hier hatte ich noch einmal eine rechte Regennacht durchzumachen, obwohl unter den uns begleitenden Dschaggas ein Regenmacher war, der zugleich auch ein Regenverhinderer sein sollte. Von diesem war es bestimmt behauptet worden, dass es während unserer Reise den Regen binden werde, aber der arme Mann wurde völlig zu Schaden. Die Dschaggas errichteten in der Eile eine Hütte von Pisangblättern, die aber nur 10 Leute in sich aufnehmen konnte, während ich mit den Übrigen im Regen die Nacht zubrachte, mit meinem Regenschirm mich etwas schützend.

Bei Tagesanbruch wollte ich sogleich weitergehen, da ich wusste, dass wir nach einer Stunde in den Hütten von Madschame den besten Schutz gegen den Regen finden würden; allein meine Dschaggabegleiter, die in den Hütten waren, wollten warten bis der Regen vorüber wäre. Da dieser immer mehr zu- als abnahm, und meine Leute ungeachtet meiner Aufforderung nicht aufbrechen wollten, sondern

ihren wilden Gesang fortsetzten, wusste ich nichts Besseres zu tun, als ihre Hütte einzureißen, um sie gehen zu machen. Dies tat ich nun auch, und anstatt böse zu werden, lachten sie nur, indem sie wohl wussten, dass ich mit meinem Wunsch aufzubrechen, Recht hatte. Sie brachen nun wirklich auf uns nach ungefähr einer Stunde Wegs durch die vielen Pfützen und Teiche kamen wir an den schönen Weriweri-Fluss, der so groß war, als der Gona im Kilema, aber wegen seines breiteren Bettes leichter zu passieren war. Wir waren jetzt in Madschame, wo uns sogleich Hütten für unseren Aufenthalt angeboten wurden.

Am 18. sandte der König eine Kuh für mich und meine Leute und verlangte dann eine Probe von den Kleidern und Glasperlen, die ich als Geschenke mitgebracht hatte, aber erst am 25. Mai kam der König um mich zu sehen und sein Geschenk in Empfang zu nehmen. Der König in Verbindung mit seinem Zauberer Muigni Wessiri, entfaltete jetzt einen sehr betrügerischen Charakter, indem er mir Hoffnung zu meiner Reise nach Uniamesi machte, um so ein möglichst großes Geschenk verlangen zu können, während er von Anfang an beschlossen hatte, meine Weiterreise zu verhindern. Er verlangte zuerst nur so viel, als ich ihm bereitwillig geben wollte; aber nachdem er dieses Geschenk erhalten hatte, verteilte er den größten Teil desselben unter seine Verwandten und Begleiter, und machte dann dies zum Grund weiterer Forderungen, indem er mir sagte, der Rest sei zu wenig für ihn. Ich gab ihm mehr; aber er erneuerte sein Begehren nach und nach, indem er bald 10 bald 5 Ellen fordern ließ. Der König, oder vielmehr sein Zauberer, welcher im Namen des Königs sprach, ging in der Lüge so weit, dass er sogar Kleider für diejenigen Soldaten verlangte, welche der König mir zum Schutz auf den Weg nach Uniamesi geben wollte, während er doch schon entschieden war, mich nicht dorthin gehen zu lassen. Zuletzt verlangte er die Hälfte meiner für Uniamesi bestimmten Güter, mit der andern Hälfte sollte ich die Reise machen, für welche er noch seine Hilfe versprach, was jedoch abermals eine Lüge war.

Am 26. Mai ging der König noch weiter in seinem Beraubungswerk Muigni Wessiri befahl mir im Namen des Königs Sr. Majestät, mit eigenen Händen die Kleiderstücke von dem Hauptstück abzureißen. Ein Hauptstück, wie es aus Amerika kommt, besteht gewöhnlich aus 30 oder 32 Ellen. Ein Stück, das ein Eingeborener zu einem Kleid braucht, hat gewöhnlich 2 englische Ellen oder 4 Vorderarmlängen nach dem Maß der Eingeborenen. Wie ich nun so Stück für Stück abreißen musste, konnte ich

mich der Tränen nicht enthalten. Der König bemerkte es und fragte nach der Ursache meines Weinens. Muigni Wessiri sagte ihm, dass es in dem Verlust meiner Habe seinen Grund habe. Ich bemerkte hierauf, dass ich nicht geweint habe wegen des Eigentums, sondern darüber, dass dasselbe mir in der Heimat von guten Leuten gegeben worden sei, welche das Buch Gottes allen Afrikanern senden möchten, für welchen Zweck ich die Reise gemacht habe, während ich jetzt meiner Güter beraubt sei und die gute Absicht, jener Leute vereitelt werden. Der König erwiderte, er beraube mich nicht, da er mir ja Elfenbein geben werde, was natürlich kein Trost für mich war. Er erzählte dann Geschichten von Karawanen, welche gegen seine Warnung über sein Land hinausgegangen und von den Massai und Wakuafi ohne Erbarmen getötet worden seien. Er hätte mir allerdings bei meiner ersten Reise seine Hilfe versprochen, aber seit jener Zeit sei er im Krieg mit den feindlichen Stämmen, welche ihn seiner Freunde unter ihnen beraubt hätten. Dies erzählte er vor meinen Leuten, denen er dadurch den Mut zur Weiterreise raubte. Der Anbruch der Nacht verhinderte den König, sich nicht nur die Hälfte, sondern auch das Ganze meiner Habe anzueignen, was, wie mir Muigni Wessiri jetzt offen sagte, seine Absicht sei. Ich sei das erste Mal mit leerer Hand gekommen und müsste jetzt das zweite Mal (so ich Güter brachte) des Königs Herz erfreuen. Wenn ich dann mit neuen Gütern für Uniamesi zurückkehren würde, so werde der König mich ohne irgendeine neue Forderung weiter ziehen lassen, während er unterdessen sich Freunde unter den Wakuafi erwerben würde. Aber wer wird diesen Afrikanern glauben, welche ihre Zungen wie Bogen zu Lügen beugen (Jeremias 9, 3.)?

Es war ungefähr der dritte Teil der Güter noch übrig, die der König am 26. Vollends zu nehmen beabsichtigte. Da ich aber am Sonntag keine Arbeit zu verrichten erklärte, wurde die Sache auf Montag verschoben, wo aber, zu meinem Leidwesen, der König nicht selbst kam, sondern nur Muigni Wessiri und Kilewo sandte, die ihn ganz schamlos betrogen.

Nicht nur mein Gemüt litt unter diesen Umständen, sondern auch mein Körper ward angegriffen durch das nasse und kalte Wetter, durch die elende und rauchige Hütte, auf welche ich beschränkt war. Ich war schon vorher fieberkrank gewesen und hatte jetzt einen heftigen Husten und Dysenterie. Es war daher natürlich, dass ich wünschen musste, schnell nach der Küste zurückzukehren, und dieser Wunsch war auch der meiner Gepäckträger, wozu sie in der Tat Ursache hatten. Am 30. Mai kam

nämlich ein Zauberer (dergleichen Leute der König viele hat), angeblich vom König abgesandt, um denjenigen ausfindig zu machen, der den König, der krank sei, bezaubert habe. Sei der Verbrecher ein Mnika, einer von meinen Trägern, so müsse er sterben, sei er aber ein Dschagga-Mann, so müsse er auch sterben. Aber ehe er seine Untersuchung anstellte, verlangte er ein Stück Tuch und Glasperlen von mir. Der Betrug war offenbar, und ich schlug ihm daher sein Begehren rundweg ab; doch um des Friedens willen gab ich ihm das Tuch, aber nicht die Glasperlen, denn ich hatte nichts mehr, außer was ich brauchte, um Speise für mich und meine Leute zu kaufen. Der Zauberer, der sich in einiger Entfernung hielt und den Muigni Wessiri zum Dolmetscher machte, war äußerst zäh in seinem Begehren, aber ich war entschlossen ihn abzuweisen und erklärte vor allen Anwesenden, der Muanga (Zauberer) sei ein Lügner (Muongo), und sei nicht vom König gesandt worden, sondern habe eine Lügengeschichte erfunden, um mich zu erschrecken und zur Befriedigung seiner Bettelei zu bewegen. Als die Wanika meine Weigerung sahen, gaben sie der Befürchtung Raum, die Dschaggas suchten Ursache sie zu töten, und gaben daher in ihrer Furcht dem Zauberer ein Stück Tuch aus eigenen Mitteln.

Am Abend sagte mir Kilewo, dass der König den Zauberer nicht geschickt habe, und somit war ich gerechtfertigt in der Erklärung, dass der Muanga (Zauberer) ein Muongo (Lügner) sei.

Sein Betragen musste freilich in meinen Leuten das Verlangen nach schneller Rückkehr an die Küste vermehren; allein wir konnten eben nicht abreisen, ehe wir förmlich vom König oder seinem Stellvertreter verabschiedet waren. Der Abschied wurde von Tag zu Tag versprochen, aber immer wieder hinausgeschoben.

Viel Lügen und Betrug musste ich auch in Bezug auf das Elfenbein erfahren, das mir der König bei meinem Abschied zu geben verheißen hatte. Man sagte mir im Anfang, der König werde mir 3 Elefantenzähne geben, welche in Mombas ungefähr 120 Taler wert gewesen wären, und welche mir die Auslagen der Geschenke, die ich dem König geben musste, ersetzt hätten; allein als ich endlich am 6. Juni vom König verabschiedet wurde, erklärte mir sein Bruder, der von Muigni Wessiri begleitet war, dass ich als Manadschuoni, d.h. Sohn des Buches oder Lehrer des Wortes Gottes keinen Wunsch nach Elfenbein haben solle. Ferner wurde mir beim Abschied gesagt, der König wünsche sehr, seine Kinder unterrichten zu lassen, und würde ihm daher zu jeder Zeit willkommen sein; würde ich Elfenbein (wovon der König in Menge hätte)

verlangen, so sollte ich wieder kommen und neue Güter bringen zum Ankauf derselben. Ein alter verdorbener Zahn wurde mir jedoch gegeben, damit ich unterwegs Speise kaufen könnte. Ich erwiderte: Es ist jetzt alles recht, ich habe keinen anderen Wunsch, als den der Rückkehr.

Ihre Habsucht offenbarte sich bis zur Stunde unseres Abschieds, welcher der Sitte gemäß damit gegeben wird, dass der Verabschiedende ein wenig Speichel gegen den Fremden ausspeit und die Worte hinzusetzt: Gehe in Frieden.

Für diesen Speichel, welcher zuerst auf die Wanika, dann auf die Suahili und endlich auf mich selbst geworfen wurde, verlangte man eine besondere Bezahlung von jeder Partie. Meine Wanika hatten nichts als eine Handvoll Glasperlen, welche ich ihnen gegeben hatte, um ihre tägliche Nahrung zu kaufen. Aber einer der Suahilis trug ein besseres Kleid (wie die Muhamedaner es gewohnt sind), welches auf die roheste Weise von ihm abgefordert wurde. Er musste es von dem Leib weggeben, um für den Friedensspeichel Zahlung zu leisten.

Nach dem Abschied ließen sich meine Wanika nicht mehr zurückhalten und wollten auch nicht auf die Dschagga-Soldaten warten, welche uns nach Kilema zurückbegleiten sollten, wie ich gewünscht hatte.

Die Wanika brachen in Eile auf (am 7. Juni), und ich musste ihnen folgen; und in der Tat, ich war froh, die Wildnis gegen den Umgang mit so habsüchtigen Leuten auszutauschen. Da ich Ursache hatte, zu fürchten, Masaki möchte mich seinen Zorn fühlen lassen, weil ich nach Madschame gegangen war, ohne ihm mehr von meinen Gütern zu geben, so hielt ich es mit meinen Leuten für gut, alle Berührung mit ihm auf dem Heimweg zu vermeiden, und deswegen beschlossen wir, durch die im Süden von Dschagga ausgebreitete Wildnis zurückzukehren. Nach Überschreitung des Weriweri-Flusses zeigte uns ein Eingeborener einen Fußpfad (in der Richtung, die wir einschlagen sollten), der uns bald in dicken Dschungel brachte, welcher die Wildnis bedeckt. Wir verfolgten diesen Pfad mehrere Stunden lang, aber wir kamen nicht wie des Dickichts wegen. Da dieser Pfad uns eher nach Dschagga zu bringen schien, verließen wir ihn und die Wanika entschlossen sich, einen Weg mit ihren Händen und Äxten durch den Dschungel zu hauen. Dies wurde auf folgende Weise begonnen und einige Tage lang fortgesetzt. 5-6 Mann – so viele, als Äxte hatten, gingen einige Stunden voraus und säuberten den Weg für die zurückbleibende

Partie. Die Richtung erforschten sie dadurch, dass sie hohe Bäume, welche hier und da aus dem Walde sich erhoben, erkletterten, während der größere Teil der Karawane sich niedersetzte und auf diejenigen abwechselungsweise wartete, welche den Weg zu säubern hatten. Es war kein geringes Unternehmen für Afrikaner, welche selbsterwählte Arbeit und Anstrengung im Allgemeinen sehr wenig kennen. Das Geschäft wurde ihnen jedoch sehr erleichtert durch die Abwesenheit von Dornen, indem der Wald meist aus kleinem Gehölz und Buschwerk bestand. Wäre ihnen die Arbeit befohlen worden, so hätten sie dieselbe schwerlich verrichtet; aber da es ihr eigener Wille und Wunsch war, so arbeiteten sie mit aller Munterkeit. Die erste Nacht in dem Walde war finster und regnerisch, wozu noch kam, dass die armen Leute kein Feuer machen, sich nicht erwärmen und keine Speise bereiten konnten, wozu es ihnen auch an Wasser fehlte, da die Wasserträger, in der Hoffnung bald an einen Fluss zu kommen, kein Wasser mitgenommen hatten. Erst in der folgenden Nacht erreichten wir einen Bach, an dessen Ufer wir die Bohnen kochen konnten, von denen wir einen guten Vorrat von Madschame mitgenommen hatten. Infolge des regnerischen Wetters war nicht Durst sondern Hunger unsere Plage. Während der Nacht wurde mein Bett und meine Kleidung fast ganz durchnässt. Da am Morgen des 9. Juni infolge eines großen Nebels die aufgehende Sonne nicht gesehen werden konnte, so verloren wir unsere Richtung. Zwar fanden wir einen betretenen Pfad, aber dieser schien uns nach Dschagga zu führen, und deswegen verließen wir ihn wieder. Die Wanika kamen nun in große Verwirrung und stritten sich über die Richtung, in welcher die Sonne aufgegangen war. Ich zeigte ihnen die Richtung nach dem Kompass, aber sie wollten in diesen kein Vertrauen setzen, sondern erkletterten wieder einige Bäume, um nach den Gegenden zu sehen, die ihnen bekannt waren, obwohl der Nebel noch immer ein großes Hindernis war. Abends passierten wir den dritten Fluss, seitdem wir den Weriwari überschritten hatten. Am Abend des 10. Juni kamen wir an einen Fluss, der größer war, als alle, welche wir bisher passiert hatten. Glücklicherweise fanden wir am Ufer einen passenden Baum, den wir umhieben und in den Fluss warfen an einer Stelle, wo große Felsen waren, welche ihn nicht fortschwimmen ließen. Obwohl aber der Baum etwa 30 Fuß lang war, erreichte er das jenseitige Ufer nicht. Es mussten daher 15 Fuß lange Stangen an sein Ende und an die aus dem Wasser hervorragenden Felsen gebunden werden. Am folgenden Morgen passierten wir diese Brücke, auf der ich das Gleichgewicht verlor und daher in den Strom fiel, welcher mich

fortgerissen und ersäuft haben würde, wenn ich nicht mit meinen Händen die Stangen gefasst hatte. Aber so groß war die Gewalt des Stromes, dessen Wasser mir bis unter die Arme reichte, dass ich die Stangen kaum festhalten konnte, während ich mich gegen das andere Ufer hin bewegte und an einen Stein hinarbeitete, wo mir einer meiner Leute zu Hilfe kam und mich aus dem Wasser zog. Im Lauf des Tages passierten wir noch drei andere Flüsse, von denen einer so groß war, dass wir es nicht wagen konnten, ihn zu durchwaten. Glücklicherweise fanden wir in kurzer Entfernung einen Baum über den Fluss gelegt, der 10-12 Fuß hohe Ufer hatte. Aus Furcht, das Gleichgewicht wieder zu verlieren, in welchem Fall ich der hohen Ufer wegen unfehlbar verloren gewesen wäre, ging ich nicht auf den Baum, wie meine Wanika taten, sondern zog es vor, unsere Baumbrücke in reitender Stellung zu passieren. Gegen Abend hatten wir eine halbe Stunde lang durch einen Sumpf zu gehen. Der Dschungel, welcher zuerst mit Waldung und hohem Grase abwechselte, hörte jetzt allmählich ganz auf.

Nachdem wir noch vier andere Flüsse, unter denen auch der Gona war, passiert hatten, kamen wir endlich am 13. Juni an den Lumi Fluss, welchen wir von Madschame in 4 Tagen erreichten, den wir bei gutem Wetter an 3 Tagen hätten erreichen können.

Von hier an wird die Wüste zu einer fast dürren Einöde, weil nach dieser Richtung hin keine Flüsse gehen. Am ersten Tage unserer Wüstenreise fanden wir wilden Honig und viele Nester mit jungen Vögeln, welche meine Wanika sich recht schmecken ließen. Viele Bäume waren beinahe ganz mit Nestern bedeckt, welche sehr nachlässig und doch sicher an den kleinsten Zweigen hingen. Ich dankte Gott für diese Speise, da unser Vorrat von Bohnen infolge der langen Reise beinahe erschöpft war, und wir noch 2 oder 3 Tage durch die Wüste zu reisen hatten.

In der Nacht vom 15. Juni hatten wir kein Wasser, um unsere Bohnen zu kochen weshalb wir sie bloß rösteten. Als ich unter den Dornen der Wildnis mein Gebet verrichtete, schmolz mein Herz in mir und Tränen flossen aus meinen Augen bei der Erinnerung der Erfahrungen, welche ich auf dieser Reise gemacht hatte, welche mich nicht nur die Verkehrtheit der afrikanischen Heiden, sondern auch die meines eigenen Herzens kennen lehrte. Obgleich ich alle Bequemlichkeiten dieses Lebens entbehrte, fühlte ich mich doch so selig in meinem Herzen, wie selten zuvor.

Am 16. Hatten wir nichts zu essen noch zu trinken, bis wir nachmittags um 4 Uhr den Bach Gnaro erreichten, welcher beinahe ausgetrocknet war. Am Morgen des 17. Juni betraten wir das Gebiet des Häuptlings Maina, wo wir bis 19. ausruhten. Einer meine Wanika hatte am Gnaro-Fluss erklärt, nicht nach Bura zu gehen, da Maina ihnen das Elfenbein, das meine Leute mit eigenen Mitteln in Dschagga gekauft hatten, entreißen könnte. Da man diesen eigensinnigen Mnika auf den Mangel an Speise aufmerksam machte und ihm die Notwendigkeit, zu Maina zu gehen, zeigte, sagte er: Auf den Befehl Gottes werden wir Kadiaro erreichen, ohne neuen Speisevorrat. So sind die Heiden. Sie wollen Glauben an Gott haben, wo sie ihre Vernunft brauchen sollten, und wollen nach ihrer Vernunft handeln, wo sie glauben sollten. Der Mnika aber gab endlich nach, als er seinen Vorrat erschöpft sah und wollte lieber sein Elfenbein verlieren, als körperlichen Mangel leiden. Der Häuptling Maina beunruhigte sie auch nicht des Elfenbeins wegen.

Am 19. Juni passierten wir über die Bura Berge und lagerten abends am Madade Fluss. Um Mittag den 21. erreichten wir Kadiaro. Hier ruhten wir aus und kauften Bohnen und Welschkorn zu unserer Nahrung.

Am 23. brachen wir auf, um den letzten Teil unserer beschwerlichen Reise zu vollenden. Aus Mangel an gehöriger Nahrung fing mein Körper an, unter den fortgesetzten Strapazen zu erliegen. Ich schrieb daher am 28. An Dr. Krapf mir eine Flasche Wein und etwas Zwieback zu senden und befahl dem größten Teil meiner Leute ihren Schritt zu verdoppeln, um vor mir nach Rabbai zu kommen, während ich langsam folgen wollte mit ein paar Begleitern. Gegen meine Erwartung aber erreichte ich noch an demselben Tag das Ende der Wildnis und gelangte in das Duruma-Gebiet, wo ich die Nacht in dem Dorf Ugoni zubrachte. Mein Hauswirt versah mich mit besserer Speise als ich seit langer Zeit genossen hatte, und so fühlte ich mich am nächsten Tage stark genug, die Reise fortzusetzen, ohne auf die Erfrischungen zu warten, die mir mein teurer Mitarbeiter von Rabbai senden sollte. In kurzer Zeit jedoch begegnete ich unserem Amri, welchen Dr. Krapf mit Erfrischungen mir entgegengesandt hatte. Nach einem weiteren Marsch von 3 oder 4 Stunden erreichte ich glücklich unsere Hütte in Rabbai, wo ich unsere Missionsfamilie mit zwei Gliedern vermehrt fand, nämlich mit Missionar Erhardt und Johannes Wagner, welche ein paar Wochen zuvor aus Europa angekommen und sogleich bei ihrer Ankunft am Fieber

erkrankt waren, welches bei Wagner einen entzündlichen Charakter annahm, und am 1. August mit seinem Tode endete.

Diese Reise lehrte uns, zu welcher Zeit wir nicht in Afrika reisen sollen, und dass wir noch Geduld haben müssen, für die weitere Entdeckung des Inneren von Afrika. Wenn des Herrn Stunde gekommen ist, so wird kein König mehr den eindringenden Missionar aufhalten können. Wie lange es aber noch anstehen wird, bis durch Südafrika eine Missionskette, von der mein teurer Mitarbeiter Dr. Krapf spricht, gebildet ist, wissen wir nicht.